

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 95 (1969)
Heft: 11

Artikel: Krawatte (ohne) Stock (mit) und Freiheit
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-508645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Krawatte (ohne), Stock (mit), und Freiheit

«Nicht nur russischer Kommunismus ist Kommunismus, sondern jede allzu bereitwillige Aufgabe individualistischer Gesichtspunkte zugunsten des Geschmacks der Menge.»

Prof. Leopold Kohr.

Die Krawatte

Wir reden so viel von unseren demokratischen Freiheiten und so wenig von unserem Recht, so zu sein, wie wir möchten. Denn das ist ein Recht, sofern wir dabei die Freiheit der andern nicht einengen.

Die Statistik beweist in hieb- und stichfesten Zahlen, daß ich pro Tag 8,7 Cigaretten rauche, Vater von 2,2 Kindern und zu 72% Fernseher bin und über 1,2 Radioapparate verfüge, in zunehmendem Maße Gebäck den Kartoffeln und bei der Kleidung Kunstfasergewebe vorziehe, und wehe, wenn ich mir erlaubte, von solcher zahlengeprägter Vorstellung des Durchschnittsmannes abzugehen! Ich würde damit zum asozialen Element. Ich habe solches erlebt:

Eines Morgens begann es damit, daß der Chauffeur des städtischen Busses mich mißtrauisch musterte und betont unhöflich war zu mir. Am Arbeitsplatz behandelten mich Mitarbeiter mit offensichtlicher Geringschätzung. An einer Konferenz wurden

meine Voten kühl übergangen... Und alles nur deshalb, weil ich – wie ich später bemerkte – morgens in der Eile vergessen hatte, mir eine Krawatte umzubinden. Es ist tatsächlich so, wie M. Y. Ben-gavriël in einer seiner Glossen schrieb:

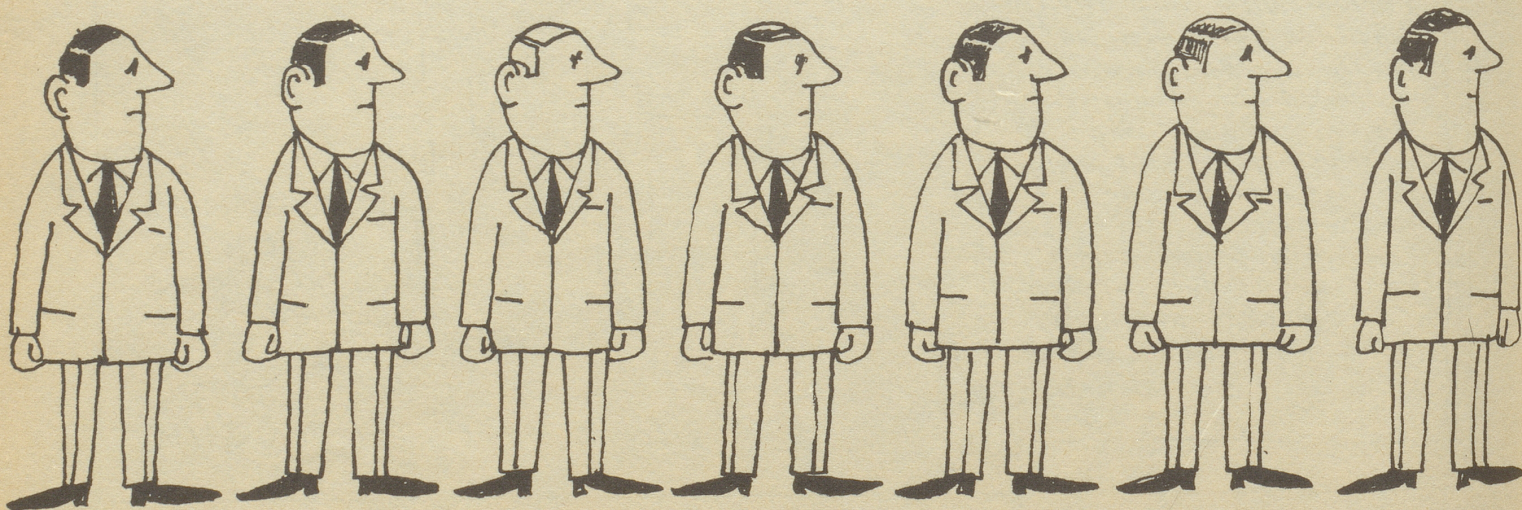
«... Sie können argumentieren, daß in der freien Gesellschaft jedem Individuum zumindest theoretisch ein gewisses Anrecht auf ein Sonderdasein zusteht und es Form und Farbe seiner Krawatte wählen oder ihre Existenzberechtigung negieren darf. Dies, meine Herren, wäre nichts weiter als ein argumentum ad hominem, ein nur dem Wunsch des Zuhörers entgegenkommendes Argument, denn, genau betrachtet, ist es ja mit der Freiheit des Individuums in dem Moment zu Ende, da er einer Minorität angehört, also laut demokratischen Spielregeln dem Terror der Mehrheit um der Mehrheit willen ausgesetzt ist. Und in der Minorität sind, das werden Sie mir zugeben, zumindest im westlichen Teil der Welt, die Verächter der von der Majorität festgelegten Vorschriften, wie und wo und welche Krawatte getragen werden muß.

Dort, wo die Nackenbekleidung des Mannes beginnt, hört jeder Individualismus auf. Ein Beatnick, der eine Halsbinde trägt, ist keiner mehr; ein Polizist, der versuchen wollte, zur Winteruniform statt der schwarzen Krawatte eine solche selbst in den Landesfarben zu tragen, käme vors Disziplinargericht, und ein in seinem Selbstbinder derart Verliebter, daß er ihn über dem Halsorden trüge, würde mit vollem Recht des Ordens unwürdig erklärt werden.

Die Krawatte ist zum Symbol geworden, das längst schon die Bedeutung eines einfachen Bedeutungsträgers bei weitem überschritten hat und, zum unabscheidbaren Teil des Trägers geworden, ihn zu ihrem Sklaven macht...»

Der Stock

Es ist (noch immer) mit Bart und Langhaarmähne wie mit der Krawatte, und mit der Krawatte wie mit dem Stock. Prof. Leopold Kohr schreibt in seinem Buche «Weniger Staat», daß er gerne einen Stock bei sich hat, einfach so, aus bloßer Liebhaberei; und er führt aus:



«... Jedesmal, wenn ich einen Omnibus besteige, bemitleiden mich die Leute so sehr, daß selbst Damen, und sogar die reizendsten unter ihnen, mir früher oder später ihre Plätze anbieten. Vergeblich versuche ich zu erklären, daß ich nicht lahm bin. Sie haben den Entschluß gefaßt, mir etwas Gutes anzutun, und wer bin ich, daß ich mich mit einer Dame streiten sollte? Das einzige was ich tun kann, um unser beider Gesicht zu wahren, ist, am Ende der Fahrt humpelnd aus dem Bus zu steigen...

Andere Erlebnisse sind jedoch nicht so bezaubernd. Wenn in der Nacht der Spazierstock mit dem Gebsteig in Berührung kommt, erzeugt er einen seltsamen Rhythmus leiser metallischer Geräusche, die so unheimlich klingen, daß abendlichen Nachzüglern Schauer den Rücken hinunterlaufen können. Wenn ich bemerke, daß etwas Derartiges geschieht, dann setze ich gewöhnlich den Stock nicht mehr auf das Pflaster, aber das plötzliche Ausbleiben des klicken- den Geräusches, das schon so nahe herangekommen war, scheint die Atmosphäre des Schrek- kens noch zu verdichten, und der Verfolgte ret- tet sich manchmal in wilder Flucht, als sei ihm ein Mörder auf den Fersen.

Bei Tageslicht dagegen fürchtet sich niemand vor mir. Ich kann aber auch nicht unbemerkt vorübergehen. Denn wenn ich schnellen Schrit- tes auf der Bildfläche erscheine und meinen Stock schwinde, dann betrachten mich die Leute meistens, als sei ich eine Statue, die eben von ihrem Sockel herabgestiegen ist. Einige deuten amüsiert auf mich, und andere, die in Autos vorüberfahren, wenden sich so lange nach mir um, bis sie beinahe mit anderen Wagen zusam- menstoßen, während die Leute im Fond das Gesicht gegen die Scheiben drücken und sich vor Lachen ausschütten über diesen offensicht- lich urkomischen Anblick.

So will es scheinen, als sei es recht schwierig geworden, um des bloßen Vergnügens willen mit Spazierstock zu gehen. Entweder glauben die Leute, man sei lahm, was nichts ausmache, würde man nicht unverdientermaßen so beson- ders rücksichtsvoll behandelt. Oder, wenn man nicht für lahm gehalten wird, glauben die Menschen, man sei ein Verbrecher, und wenn nicht ein Verbrecher, so doch ein Verrückter. Nur sehr selten kommt es vor, daß einem je- mand begegnet, der, wie einmal einer meiner Kollegen, erklärt: «Ich bewundere Ihren Mut. Ich habe mir immer schon einen Spazierstock gewünscht, er bedeutet doch eine Erweiterung

der Persönlichkeit. Aber man fällt so sehr da- mit auf...»

Im bloßen Hemd

Als der Sommer sehr heiß war und man den Damen selbst bei der Berufsarbeit jegliche Tenue-Erleichterung zugestand und man es sogar als selbstverständlich hinnahm, daß sie sich im Büro barfuß und ganz allgemein höchst minibekleidet bewegten, und als selbst das Schweizer Radio Ratschläge er- teilte, man solle sich zur Vermeidung von Hitzschlägen möglichst den Oberkörper freihalten – da tat ich also, nämlich ich – ein Mann, im Rufe der Seriosität – hielt auch mir den Oberkörper, natürlich nur in beschränktem Maße, frei, dergestalt, daß ich die Krawatte unbenutzt ließ, ein ärmel- loses Hemd trug, eine leichte Leinenhose und sehr luftdurchlässige Bastschuhe. Ich hätte – im beruflichen Bereich und in Be- reichen, wo ernsthafte Bürger mit ebenso ernsthaften Bürgern (mit 2,2 Kindern pro Kopf) ernsthaft, nämlich geschäftlich ver- kehren – ich hätte dort ebenso wohl statt auf mein Veston auf saubere Fingernägel verzichten können. Ich hätte ebensogut statt der Bastsandalen einen Castro-Bart oder statt des ärmellosen Hemdes irgend- welche Accessoires der Gammler oder ein Transparent mit der Aufschrift «Nieder mit der Obrigkeit» tragen können. Der Effekt wäre der gleiche gewesen.

Indem ich mir eine Freiheit nahm, die nie- manden in seiner Freiheit beeinträchtigte, indem ich Recht beanspruchte, zu sein, wie ich sein wollte, ohne damit jemandem sein Recht, dasselbe zu tun, einzuschränken, stempelte ich mich gewissermaßen zum Paria. Ich stellte mich abseits der Gesell- schaft.

Selbst wenn mein Verhalten nicht durch vernünftige Gründe gerechtfertigt gewesen wäre, selbst wenn es mir ganz einfach nur Spaß gemacht hätte, tönicht zu sein, hätte ich recht getan. Wenigstens behauptet Prof. Kohr:

«... Ein anderes Recht, das wir immer noch besitzen, ist das Recht, tönicht zu sein. In ei-

nem totalitären Staat wird die Weisheit von oben her durch Verordnungen geliefert. Wenn Ihre Frau auf den Gedanken kommt, einen Hut zu tragen, der wie ein Gemüsebeet aus- sieht, kann sie ihn in einem totalitären Staat nicht bekommen. Der Staat wäre der zutref- fenden Ansicht, daß er albern aussieht. Er würde es verhindern, daß sie einen derartigen Hut kauft. Oder, was dasselbe wäre, er würde die Fabriken daran hindern, einen solchen Hut herzustellen...»

Die öffentliche Meinung, das, «was andere sagen», bedrängte dort schon immer die echte persönliche Freiheit, wo andere gar nichts zu sagen haben oder wo das, was sie sagen, einem zumindest völlig gleichgültig sein könnte. Aber diese Bedrängnis nimmt zu. Vielleicht ist das, was wir als «Gamm- lertum» bezeichnen, ein Symptom dafür: Ein Ausbruch aus der Versklavung durch «die andern».

Ich zitiere (bekleidet nur mit Leibchen – quergestreift – und Shorts, im übrigen bar- fuß und ohne Krawatte, dafür bewehrt mit Stock, nochmals den mir so ungemein sym- pathischen Professor Kohr, Puerto-Rico- Universität:

«... Wenn wir uns einen kümmerlichen Rest de- mokratischer Lebensgewohnheiten erhalten wol- len, müssen wir der immer stärker werdenden Tyrannei widerstehen, die die Öffentlichkeit der modernen Massengesellschaft nicht nur ih- ren Organen (deren Dienste ihr zustehen) auf- zuzwingen sucht, sondern die sie auch auf die Staatsbürger ausdehnen will, deren Herrscher- stellung sie an sich zu reißen droht, indem sie behauptet, ihr Interesse, das Interesse der Ge- meinschaft, besäße gegenüber dem des einzelnen den Vorrang. Das ist zwar ein verfechtbares Prinzip, es ist aber das Prinzip des Kollektivismus, nicht des Individualismus. Die Tatsache, daß wir uns im eigenen Lande immer mehr da- nach richten, macht es nicht angenehmer...»

Aber Stock bzw. Spaß beiseite: Es geht mir nicht um die Krawatte. Und nicht um den Stock.

Es geht mir ums Prinzip.

Ein Prinzip, das auch andere haben. Näm- lich öfters jene, über die wir die Nase rümpfen. Bruno Knobel

